

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde
Herausgeber: F. Pieth
Band: - (1919)
Heft: 1

Artikel: Nationalrat Gaudenz v. Salis-Seewis : 1825-1886 : ein Lebensbild
Autor: Pieth, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-396098>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT MITTE JEDEN MONATS. ←—

Nationalrat Gaudenz v. Salis-Seewis

1825—1886.

Ein Lebensbild.

Von Dr. Friedrich Pieth, Chur.

Wie wir im letzten Jahresbericht der Kantonsbibliothek mitteilen konnten, ist im Juli des Jahres 1917 die wertvolle Bibliothek des Nationalrates Gaudenz von Salis-Seewis dank dem freundlichen Entgegenkommen seiner Erben in den Besitz der Kantonsbibliothek übergegangen. Diese Tatsache veranlaßt uns, das Andenken des Mannes zu erneuern, der die schöne Sammlung angelegt hat, der schon als Student durch seine Teilnahme an der Märzrevolution des Jahres 1848 in Berlin der Liebling des Volkes geworden war und nachher im öffentlichen Leben unseres Kantons drei Jahrzehnte lang eine hervorragende Rolle gespielt hat. Durch die freundliche und verständnisvolle Mitarbeit des Herrn Architekt Guido von Salis-Seewis in Malans ist es uns möglich geworden, einem Teile unserer Ausführungen briefliche Mitteilungen zu Grunde zu legen, welche unsere Leser besonders interessieren dürften, namentlich diejenigen, die den Mann, dem das kurze Lebensbild gewidmet ist, noch persönlich gekannt haben.

Gaudenz von Salis wurde in Chur am 5. Dezember 1825 geboren. Er war der Enkel unseres Dichters J. G. von Salis-Seewis, dessen Lieder in der poetischen Sprache des Staatsmannes, nur noch männlicher und feuriger, wieder auferstanden sind. Seine Jugenderziehung genoß Salis in *Chur*. Hier besuchte er vom Herbst 1837 bis 1843 die Gymnasialabteilung der evangelischen Kantonsschule. Schon als Gymnasiast verriet er die ganze

Anlage seines Geistes und Charakters. Er lernte mit großer Leichtigkeit. Von den Lehrern wurde ihm vorgeworfen, daß schriftliche Arbeiten von ihm fast nicht zu erhalten seien, daß er oft zu spät in den Unterricht komme und nicht immer nachhole, was er versäume. Ganz am Schluß seiner Gymnasialzeit steht er mit verschiedenen anderen Delinquenten vor dem Direktorium unter der Anklage, während der Weinlese über Erlaubnis ausgeblieben zu sein und in Reichenau getanzt zu haben.¹

Im November 1843 verließ er die Kantonsschule und bezog 1844, 19 Jahre alt, als Student der Rechte die Hochschule Bonn. Aus Briefen an seinen Vater, den Bundesstatthalter Johann Jakob von Salis-Seewis, erfahren wir Näheres über seine Reise nach Bonn und seinen dortigen Aufenthalt. Danach reiste er im Mai von Chur ab, bis Zürich in Gesellschaft seines Oheims Johann Ulrich, des spätern Sonderbundsgenerals, „der des Guten zuviel tat und mir nicht nur den ganzen Tag über meine Zehrung, sondern auch ein Nachtquartier im Hotel Baur bezahlte, beides ohne mein Vorwissen und Wollen. Montags fuhren wir nach Basel, woselbst wir, veranlaßt durch die Bitten eines Dutzend Bündnerfreunde, einen ganzen Tag verweilten. Mittwoch schifften wir den Rhein hinunter bis Mannheim, — in der gräßlichsten Langeweile. Bis Mannheim hinunter ist alles öde und kahl bis zur Trostlosigkeit. Übrigens war das Wetter auch etwas düster. In Mannheim übernachteten wir, besahen uns am folgenden Morgen früh ein wenig die Stadt und fuhren sodann bei hellem Wetter vollends den Rhein hinunter, dessen Ufer erst jetzt schön zu werden anfangen. Wir kamen [in Bonn] abends gerade zur rechten Zeit auf die Schweizerkneipe, woselbst sich etwa 18–20 Schweizer vorfanden, deren Hälfte nun beinahe aus Bündnern besteht, worauf wir, zum Ärgernis der Übrigen, bedeutend pochen. Weitaus der größte Teil der Studentenschaft besteht übrigens aus Korpsburschen und Burschenschäftlern, zwischen welchen sehr häufig losgegangen wird. Besonders die Korps [früher Landsmannschaften] sind fürchterlich gegen einander verhetzt“ usw. „Heute werden schon sechs losgehen [auf die Mensur].“ „Zu Mittag und zu Nacht wird in den Kneipen gegessen.“

¹ Aufzeichnungen des Rektors Luzius Hold über Vorkommnisse im Schulleben, einzelne Schüler etc. Manuskript in der Kantonsbibliothek.

In einem andern Briefe gibt er Auskunft über die Kollegien, die er zu besuchen gedenkt, nämlich: Geschichte der französischen Revolution bei Dahlmann, einem der ersten Historiker, Psychologie bei Brandis, Institutionen bei Blume, Tacitus' Germania bei Arndt, Platons Symposion bei Ritter, alte metrische Kunst bei Ritschl, Naturrecht bei Walther. Noch schwankte er, ob er sich der Philosophie oder der Jurisprudenz zuwenden solle. Obwohl in die philosophische Fakultät eingeschrieben, so berichtet er, befasse er sich mehr mit der Jurisprudenz. Ende Juni besuchte der Vater auf einer Reise seinen Sohn in Bonn. Er macht in dessen Gesellschaft sogar eine Kneipe mit. In Bonn gefiel es Salis so gut, daß er sich entschloß, auch das Wintersemester 1844/45 und das Sommersemester 1845 dort zuzubringen. Zum erstenmal feiert er das Neujahrsfest fern von der Heimat. Zum erstenmal kann er seinen Lieben zu Hause den Neujahrsgruß nicht von Mund zu Mund zurufen. In Gedanken sieht er sie daheim Altjahr feiern, „um die dampfende Completerbowle“. In der Folge ist es dann der Karneval, der ihn anzieht. „Studenten- und Bürgerbälle, besonders das sogenannte Narrenkomite, ist in vollem Leben“, dessen Feste er ausführlich schildert. Am Schluß jener Festlichkeit berichtet er: „Der hiesige Carneval hat endlich ausgetobt, wodurch sich das Volk die schnöde Unmündigkeit in den Fragen der Zeit erträglich und komisch machen will. Diesen Eindruck müssen dem Unbefangenen die unschuldig-boshaften Anspielungen auf Zensur, Konstitution etc. machen.“ Er selber hat eine Maskenfahrt und einen Maskenball im Anzuge eines alten „Zopfmagisters“ mitgemacht, selbst von den Schweizern unerkannt. Später berichtet er von einer fürchterlichen Überschwemmung, von der die Stadt heimgesucht wurde und die einzelne Gebäulichkeiten bis ans Dach unter Wasser setzte. Im Sommer übt er sich in der freien Zeit auch im Reiten und Schwimmen. Er freut sich auf das vielversprechende Beethovenfest, das für Ende August in Aussicht stand. So hält er seine Angehörigen zu Hause durch fleißige Berichterstattung auf dem laufenden über seinen Aufenthalt in Bonn. Weniger fleißig scheinen die Eltern darin gewesen zu sein. „Entweder wollt Ihr mit den deutschen Buchhändlern in Vierteljahrsschriften konkurrieren“, so selten schreiben sie. Er weiß nicht einmal, ob sie im Bothmar (Malans) oder in Bergamo

zu suchen sind! „Von Papa interessiert es mich ungeheuer, zu erfahren, wie es in Bünden bezüglich der Jesuitenangelegenheit aussieht, zumal in Folge der österreichischen Grenzbesetzung.“

Unterdessen ist das Ende des Sommersemesters herangerückt und er steht vor der Entscheidung, ob er seine Studien in Zürich oder Berlin fortsetzen soll. Aber auch die Berufswahl fängt ihn an zu beschäftigen. Noch aus Bonn schreibt er, wie seine juristischen Studien immer mehr in den Hintergrund getreten seien und er sich fast ausschließlich auf die Philosophie geworfen habe. „Diese Abneigung gegen das Jus gründet sich vielleicht — ihr mögt lächeln oder nicht — auf meine philosophisch-sozialistischen Sympathien, die mir den Gedanken immer unerträglicher machten, einst als Advokat im Dienst unseres egoistischen heutigen Privatrechtes zu stehen. Als wirklicher Staatsmann in meiner Heimat zu wirken, widerstrebte überdies meiner innersten Natur, indem es mir nie und nimmer gelingen würde, an diesem elenden Flickwerk von politischen Miniaturverhältnissen mein Lebenlang herumzuzerren und auszubessern. Wer dies kann, an dem ist es im höchsten Grade anzuerkennen. Mir fehlt die erforderliche praktische kluge Bedächtigkeit und langweilige Selbstverleugnung dazu... Wenn ich trotzdem beim juridischen Studium hätte verbleiben wollen, so konnte dies allein noch eine schriftstellerische oder akademische Tätigkeit als Jurist zum Endzwecke haben. Diese Gebiete einstiger Tätigkeit stehen mir aber ebensosehr für mein philosophisches Studium zu Gebote, und es ist in mir zur entscheidenden Zuversicht erwachsen ... *einst als akademischer Lehrer wirken zu können.*“

Wo aber sollte er seine Studien fortsetzen? „Für Zürich“, so schreibt er, „sprechen die vortrefflichen naturwissenschaftlichen Hilfsmittel. Zum großen Teile mochte aber überhaupt ein unklarer Zug nach schweizerischem Leben und Treiben mich einen Augenblick zwischen Berlin und Zürich schwanken lassen. Gerade dieser Zug erwies sich mir aber bei näherer Überlegung als für mich in dieser Zeit durchaus unbeachtenswert, ja sogar verderblich. Meine nächste Aufgabe muß gerade sein, einen möglichst freiwissenschaftlichen Gesichtskreis zu gewinnen. Dazu ist kein Ort geeigneter als Berlin, der gewaltige Tummelplatz abstrakter deutscher Bildung, deutscher Wissenschaftlichkeit... In Zürich würde es für mich allerlei interessante schweizerische Kleinigkeiten geben, politische Tagesbestrebungen“ usw.

Während der Ferien hat er die Absicht, sich mit seinem intimen Freund *Wilhelm Vigier* von Solothurn in einem Dorfe am Rhein festzusetzen. Ein Brief von zu Hause durchkreuzt aber seine Ferienpläne. Die Eltern wünschen die Heimkehr, und der Sohn fügt sich willig. Aber erst in zwei bis drei Wochen kann er zu Hause eintreffen. Lorelei und Rhein haben es ihm angetan. Zudem hat er sich „hier zwei Wochen festgemietet“.

Zu Hause kam es dann offenbar zu Auseinandersetzungen zwischen Vater und Sohn über den weitem Studiengang. Der Vater war mit dem Projekte des Sohnes nicht einverstanden. Er wünschte und befahl dem Sohne, das juristische Studium fortzusetzen, und zwar nicht in Zürich oder Berlin, sondern in *Heidelberg*. So siedelt er denn für die beiden folgenden Semester nach Heidelberg über. Von dort schreibt er am 27. Oktober 1845: „Papas Wünschen in Bezug auf Fachstudien habe ich in dem Grade entsprochen, daß ich mir ein juridisches Kolleg von täglich drei Stunden auf den Hals geladen habe, welches mir höchstens noch Muße für einige geschichtliche Vorlesungen übrig läßt. Alle übrigen Beschäftigungen müssen in Gotts Namen Pause machen.“ Auch mit seiner Gesundheit ist er nicht zufrieden. Ein Katarrh, unter dem er schon in Bonn zu leiden gehabt hat, stellt sich wieder ein. „Mit meiner Gesundheitsgeschichte ist's immerdar dasselbe Lied; ich werde halt durchs Leben nicht tanzen, sondern husten, räuspern, schleimen, nießen“ etc. Seiner „im römischen Recht vertrockneten Seele“ will er durch kleinere Ferienausflüge wieder neues Leben zuführen. In den Pfingstferien gedenkt er eine kleine Fußtour in den Odenwald zu unternehmen, am Neckar hin über Neckarsteinach, Eberbach usw. bis an den Main.

Den Winter 1846/47 finden wir ihn bei der Schwester Frizzoni in *Bergamo*, wo er alle Bergamasker Karnevals-Bälle mitmacht, von wo aus er wiederholt Mailand und seine Theater besuchte. Den folgenden Sommer will er zum Teil bei den Eltern, zum Teil im Engadin bei den Schwestern Ganzoni und Frizzoni zubringen, um dann im Herbst „geradenwegs Berlin zuzueilen“. Von *Celerina* aus schreibt er am 13. Juli 1847 folgenden köstlichen Brief über die Verwandten:

Celerina, 13. Juli 1847.

Liebe Eltern.

Der bessern Übersichtlichkeit wegen werde ich meinen Brief nach seinen verschiedenen Zwecken und Absichten eintheilen und nach dem Beispiel gediegener Schriftsteller das Beste ans Ende versparen.

I. Zweck ist: Euch von dem Hiersein ihrer Hoheit, der regierenden Fürstin Maria, samt Gefolge von einem Papa, einer Mama, einem Weisen, einer noch ungeborenen Mitregentin und einem Onkel Nachricht zu geben. Der letztere hat seitdem seine Entlassung genommen und ist zu den Ganzoni's übergegangen, bei welchen eine billige Vertheilung der Souveränität eine derartige Autocratie nicht aufkommen läßt. Der plötzliche Übergang aus der Pomeranzen- in die Gletscher-Luft hatte für die hohe Reisende nicht die geringsten Folgen. wenn man nicht gar dahin rechnen will, daß einige aus dem Gefolge die kleine Beschwerde einer Verdauungs-Schnelle empfanden — offenbar nur insofern anzuschlagen, als sie mitunter ihren Dienst-eifer behinderte.

II. Zweck: Das unbeschreibliche Entzücken des Unterzeichneten über die Herrlichkeiten dieses mit Bären und Kaffetiers so lieblich gesegneten Thales anzudeuten, vor allem aber des seltenen Glückes zu gedenken, das mich zum glänzendsten Feste des Landes führte. Es ist dies das Landammannfest, und meine schwache Feder kann es sich nicht versagen, einige der tiefsten Eindrücke versuchsweise wiederzugeben. Beginnen wir mit dem Zuge, der den Landschreiber (Z. Palliopi) von Celerina nach Samaden brachte.

Voran hoch zu Pferde vier in brillante, russische, englische, französische und preußische Uniformen von Kopf zu Fuß verkleidete Zuckerbäcker, die dermalen als Weibel in ihren Dörfern fungiren und durch ihre Erscheinung die mehr weitherzige, kosmopolitische Richtung der Engadiner beurkunden.

Es folgt eine Musik, die einmal böhmisch gewesen sein soll, der aber inzwischen à la Münchhausen verschiedene Töne eingefroren sind. — Letztere geht zu Fuß einher, und deßwegen müssen die nachfolgenden 20—30 Einspanner, sowie die 40—50 Begleiter im Paßgang vorrücken. Es folgt mit entblößtem Lockenhaupt ein Landschreiber, der zu Pferde sitzt, aber dennoch nicht reiten kann; ein weiter blauer, silberverbrämter Talar umhüllt malerisch seine schlanke Statur; er senkt seine Augen und benützt diesen Ausdruck wohlangebrachter Bescheidenheit, um jede zweideutige Bewegung des Pferdehalses zu bewachen; seine Hände umfalten krampfhaft den Sattelknopf; — ein Weibel führt das Pferd.

Der Zug langt in Samaden an; — Plaz unter freiem Himmel — die braun angelaufenen Gesichter der engadinischen Wahlmänner mischen sich mit den blau angelaufenen von Zuschauern anderer Bundestheile; — auf den andächtig entblößten Häuptern bemerkt man hie und da Gänsehaut. Der Landammann erscheint in blauer Toga

mit Goldrand. Es wird ein doppelter Umzug durch einige Straßen Samadens gemacht und dann stillgehalten. Der Landammann (Fl. Planta) hält eine welsche Rede und fliegt die politischen Verhältnisse Europas durch, behandelt sie übrigens etwas von oben herunter. Die Musik gibt einen unartikulierten Tusch von sich. — Der Landschreiber beginnt zu sprechen. Sei es nun, daß die näselnden Töne des Landschreibers, oder die nichts weniger als schmelzenden Laute der Musik, — sei es, daß unsere heutige schweizerische Politik eine wahlverwandtschaftliche Anziehungskraft auf gewisse Thiere ausübte, urplötzlich erhob sich in dem nächstanstoßenden Appartement ein 5—6stimmiges, erschütterndes Grunzen — allgemeine Entrüstung malt sich auf den Antlizen der Männer des Engadins; — wehe dem Elenden, der es gewagt hätte, die düstere Bedeutung des Augenblickes verkennend, sich roher Schadenfreude zu überlassen. Dem Weibel in russischer Uniform wird sogleich Ordre gegeben, die Ruhestörer zum Waffenstillstand zu bringen. Er geht mit siegesgewisser Miene ab.

Abends war großer Festball. Der Schauplatz betrug, zu besserer Wärme-Concentration, ungefähr 8 Fuß ins Gevierte. Übrigens gilt bei den Engadiner-Bällen der Grundsatz, daß jedesmal zur Vereinfachung der Concurrenz nur die einheimischen jungfräulichen Produkte eines Dorfes zu Markte kommen dürfen, während hingegen die Kauf- und Schaulustigen des ganzen Thales freundlich erwartet sind.

III. Zweck: Erstellung verschiedener Bulletin-Berichte über zeit-herige Neuigkeiten des Engadins. Erstes Bulletin: Der Tag ist um einige Minuten kürzer, das Gras um einige Linien länger geworden. Zweites Bulletin: Der erste Fremde ist angekommen und macht deßhalb Aufsehen: er trägt einen grauen Hut, eine düstere Physiognomie, ist sehr einsilbig und will sich darum mit Hülfe einer Angelruthe den Fischen des Inns anschließen — diese aber wollen ihrerseits nicht. Drittes Bulletin: Auch ich fische, — aber mit Glück, mache mir in- daß als künftiger Advocat über den anziehenden Umgang mit diesen Thierchen viele Gewissensbisse, weil die unserm Berufe so nöthige Rhetorik dabei zu sehr vernachlässigt wird. Ich sehne mich deßhalb mehr nach der Jagd, wo man sich mitunter mit Hunden herumzanken kann — eine treffliche praktische Vorbereitung für die Advocatur. Viertes Bulletinbericht: In Begleitschaft einer Bergamasker Familie von Scanfs ist hier eine wandelnde Summe von 500 000 Zwanzigern durchgereist, und meine Unbescheidenheit verleitet mich zu glauben, daß das Engadin diese werthvolle Erscheinung theilweise meiner Wenigkeit verdanke. Zu jenen 500 000 Zwanzigern kommt noch ein derbes Zugewicht an Wiz, musikalischer Virtuosität auf dem Clavier und an Jahren (22—23). Eine herrliche Parthie für einen Blinden oder für einen jener hochherzigen Leute, welche, die Augen fest zugekniffen, der Gefahr in die Arme springen, mit beiden Händen herzhafte zutappend. Mir aber, so gut auch diese wandelnde Summe meinen Bedürfnissen zu statten käme, kann es nun und nimmermehr einfallen, das Heil meiner Seele und meiner Augen um eine halbe

Million zu verschachern und mich diesen Mächten der Finsterniß — sie ist häßlich wie die Nacht — für immer und ewig zu verschreiben.

IV. und letzter Zweck: Daß ich mich durch eine halbe Million noch nicht aufbieten lasse, mag Euch beweisen, was für ein Capital in mir steckt und daß es also nicht verlorenes Geld ist, wenn ihr mir noch etwa 4—5 Napoleons d'or schickt; — das für die Frizzonischen Dienstboten bestimmte Trinkgeld hat durch die zweimonatliche Reiseverzögerung natürlicherweise andere Wege gefunden; zudem aber sind noch einige Gulden für die Ganzonischen anzuschlagen. Wo möglich wünschte ich dieselben gleich mit umgehender Engadinerpost zu empfangen, da ich völlig abgebrannt bin. Zum voraus dankend grüßt Euch euer
G a u d e n z.

Das letzte und ersehnteste Ziel des flotten Studenten war *Berlin*, und zwar fiel sein dortiger Aufenthalt in das denkwürdige Jahr 1848. Eine Natur wie diejenige unseres Salis konnte die elektrische Spannung des Volksgemütes in den verhängnisvollen Revolutionstagen nicht untätig mit ansehen. Von der Schweiz aus, wo Ende des Jahres 1847 in wenigen Wochen eine gefährliche innere Krisis glücklich gelöst wurde, zog es wie ein frischer Frühlingshauch durch fast alle Länder Europas. Salis, der an der ganzen Bewegung begeisterten Anteil nahm, richtet am 6. Januar 1848 von Berlin aus einen originellen Brief an seine Eltern, eine große „Silvester-Phantasie“, worin er in lebenswürdiger Weise die politische Stellungnahme seiner Angehörigen und Verwandten zu den Sonderbundsereignissen charakterisiert:

Berlin, 6. Januar 1848.

M e i n e T h e u e r s t e n ,

Berlin ist lang und breit — die Juristerei schwer! — su mußten bisher meine Briefe nothwendig kurz und selten bleiben. Ein Augenblick, an welchem alle Einsilbigkeit scheitern muß, ist die Neujahrszeit; da drängt die selige Erinnerung der liebenden Jugendjahre das Herz, sich lebendiger als je zu denen hinzuversetzen, welche gewiß in denselben Momenten ihre zerstreuten Familienscharen in ihrem Geist versammeln und dort wieder einmal in Reih und Glied passiren lassen.

Auch ich wollte eine stille beschauliche Familien-Revue halten... Die Revue wurde förmlich militärisch. Denn auf der einen Seite rückte aus dem Hintergrunde hervor, mit alten und neuen Narben geziert, die Gestalt des wackern Oheim Hans,² der ich meine herzlichste Teilnahme wegen der erlittenen Enttäuschungen keineswegs versagen konnte, wenn auch eine höhere Liebe, als die Anhänglichkeit eines Neffen, mich seine Niederlage einigermmaßen verschmerzen ließ — jene Liebe,

² Der Sonderbundsgeneral, Gatte der ältern Schwester des Vaters.

mit welcher ich hänge an dem Bilde eines harmonischen, unzerstückelten, in geschlossener Kraft und Gesundheit vorschreitenden — oder wenn's sein soll — untergehenden Vaterlandes. Trieb nicht eben das stolze Pflichtgefühl, für vaterländische Zukunft handeln zu sollen ... jenen andern Mann,³ der nun von entgegengesetzter Seite erscheint, dazu an, Frau und Sohn zu verlassen, um jene acht Freiwilligen zu führen — die Zeitungen nannten sie „die Löwen“ — und sich seinem Verwandten und Herzensfreunde gegenüberzustellen? Ihm nähert sich Schwager Zacharias, der Liberale ... der Radikalismus hat ihn wieder etwas ausgesöhnt mit sich, durch die Energie, womit er den Ausgang herbeiführte; er murmelt in die schwarzen Wälder seines Bartes hinein mit einem Murmeln, das wie Nachhall des Schlachtendonners bei Gislikon tönt: „nun, wenn es einmal sein mußte, so war es am besten so!“ An ihn lehnt sich, bequem in die linke Hüfte gesenkt, seine holde Hausfrau, die mit dem Frieden eben auch zufrieden ist! Da steht um Onkel Hans ... eine unverwundbare und unbezwungene Cohorte, die noch immer aus den Rüstkammern der Churer-Zeitung und des christlichen Baslerboten ihr Geschütz bezieht und den kleinen Krieg rastlos fortsetzt — ein vollständiges Armee-corps, das alle möglichen Waffengattungen vereinigt, vorne dran die liebe Mama; sie haranguirt und schwadronirt noch immer — Tante Deta philosophirt — Tante Helena moralisirt, Bas Deta raisonnirt — Bas Nanni führt tiefe Seufzerstöße und läßt sentimentale Bomben und Kartätschen zum Besten der Jesuiten los. Papa behauptet die selbständige Mitte zwischen Oheim Hans und Anton [seinen beiden Schwägern]. In der Verlegenheit jedoch, wohin er sich in der militärischen Stellung [Major], die er nun einmal in unserer Revue einnimmt, wenden soll, ergreift er einen geschickten Ausweg mittendurch nach Berlin, wo er eine kleine briefliche Salve auf das Haupt seines verschwenderischen Sprossen entläßt, der mit dem entwurzelnden Radikalismus so vorlaut sympathisirt, ehe seine eigene reelle Existenz Wurzeln geschlagen hat, Tatsachen, deren Realität niemand läugnen kann! — Hinter seinem Rücken weiß sich Jakoea den Heerbefehl des Malanser-Hauswesens geschickt in die Hände zu spielen. Den J. Ulrich schaue ich als zukünftigen Banquier, welcher in ähnlichen Kreisen dereinst seinem theuren Vaterlande um 10% Zinsen aus der Geldnoth und auf die Beine hilft. Und endlich tritt mein Bäbeli [die Lieblichschwester], die liebe Neuenburgerin, als allseitig versöhnendes Element dazwischen, eine sanfte Neutralität auf ihren Mienen, die auch ich gerne anerkenne und viel liebenswürdiger finde als diejenige von Neuenburg. — In der Weihnachtszeit war es hier sehr lebendig.

Es folgt dann die Beschreibung zweier glänzenden Feste im Saale bei Kroll und im Mielenz'schen Saal. Schauspiel und Oper bieten ihm auch viel Anregung.

³ Anton Michèl, Gatte der jüngern Schwester des Vaters.

Den Höhepunkt seines Berliner Aufenthaltes aber bildet die Teilnahme an der Märzrevolution, durch die er förmliche Berühmtheit und viele Sympathien erlangt hat. Wir besitzen darüber zwei zuverlässige Berichte. Der eine rührt her von Wilhelm Vigier, dem bereits erwähnten Busenfreunde und Gesinnungsgenossen unseres Salis, der damals auch in Berlin war und seine Erlebnisse während der Revolution in anziehender Weise erzählt hat.⁴ Den andern Bericht besitzen wir von Salis selbst in zwei Briefen an seine Eltern:

Berlin, 20. März 1848.

... Wir haben hier eine Revolution gehabt, eine unglückliche, wenn man die Menschenleben zählt, die derselben zum Opfer fielen, eine sehr glückliche, wenn man den Erfolg ansieht. Schon vor acht Tagen lockte eine unkluge und unnöthige Ostentation die in Berlin angehäuften Truppen-Massen, welche man sämtlich aus den Casernen ausrücken und die Straßen und Plätze besetzen ließ, eine ungeheure Volksmenge aus den Häusern.⁵ Vorangegangene kleine Demonstrationen, Adressen, Arbeiter-Petitionen u. s. w. waren zu ungefährlich, um diese Prahlerei mit bewaffneter Macht zu rechtfertigen. Ein dro-

⁴ W. Vigier, Die Märztage des Jahres 1848. Erinnerungen an Berlin. SA. (Basler Nachrichten). Basel 1886.

⁵ Vigier erzählt, wie Salis schon im Anfangsstadium der Revolution in Volksversammlungen, die nach Tausenden zählten, durch zündende Reden alle Herzen packte und zu allgemeiner Begeisterung entflamnte. Wie eine Bombe wirkte in Berlin die Nachricht von der Wiener Revolution. „Die Studenten berieten“, so erzählt Vigier weiter, „in der Aula in zahlreicher Versammlung ihr Verhalten. Die einen wollten sich den Behörden als Schutzmänner anbieten und Waffen verlangen; die andern wollten sich der Volksbewegung anschließen. Vor der Aula hatte sich eine große Menge Volkes versammelt, den Entscheid abzuwarten. In einer zündenden Rede zog Salis einen Vergleich zwischen dem einst lethargisch gemüthlichen Wien, das nun die Fahne der Freiheitsbestrebungen keck entfaltet, und der Residenz Berlin, dem einstigen Sitz deutscher Intelligenz, das untätig in seinem Sand stecken bleibe. Er forderte die Studenten auf, sich an die Spitze der vor dem Gebäude harrenden revolutionären Volksmassen zu stellen. Mit wuchtigen Worten warf er ihnen Feigheit, niedrige Gesinnung, sowie Mangel an Freiheitsgefühl und Begeisterung fürs Vaterland vor. Wäre die Revolution nicht ausgebrochen, diese Rede hätte Salis einige Jahre Festung eingetragen. Plötzlich knallten von dem Platz her Gewehrsalven. Eine Anzahl Truppen wollte den Platz säubern, gab rasch das Zeichen und schoß in die Menge, welche nicht so plötzlich sich zerstreuen konnte. Natürlich gab es mehrere Tote und Verwundete.“

henderes Ansehen wollte die Sache gewinnen, als von Tag zu Tag immer neue Exzesse der übermüthig gewordenen Soldaten bekannt wurden, welche die wehrlose Menge schonungslos mit Einreiten, Einhauen mit blanken Klingen, ja sogar mit einigen ohne ... [unleserlich] Warnung ergangenen Salven traktirten. Gegen ein solches Verfahren protestierten endlich auch die vorher trägen und indifferenten Bürger; man sprach vom Einkommen um Bürgergarde und Zurückziehung des Militärs, doch hatte die Versammlung der Stadtverordneten noch nicht die Energie, das erstere zu fordern; statt einer Bürgerbewaffnung wurden blos unbewaffnete sog. Schuzkommissionen aufgestellt, welche in den Straßen patrouillirten und die Masse beschwichtigten, was ihnen hie und da so ziemlich gelang, wenn sie auch viel Spott und Neckerei auszustehen hatten; ein Theil des Militärs wurde zurückgezogen. Immerhin brütete aber noch eine gewisse Schwüle in den Volksmassen, welche sich in einer oder anderer Weise entleeren mußte; denn das Gefühl nach Rache am Militär und das Verlangen nach der bleibenden Garantie der Waffen bewegte noch immer die Gemüther. Ohne Zweifel, um diesem noch höchst zweideutigen Zustande ein Ende zu machen, gewährte der König am Morgen des 18. [März] ein freieres Preßgesetz und erregte dadurch den Dank und Jubel der Bevölkerung. Man drängte sich auf den Schloßhof, Hurrahs wurden gebracht, Vivats u. s. w.; allgemein und innig war der Jubel, worunter sich einige wenige beleidigende aber ungefährliche Rufe gegen das noch anwesende Militär mischten. Doch mußte dies der Sache die entscheidende Wendung geben. Ein Befehlshaber ließ auf die unbewehrte, arglose Menge einhauen, einige Schüsse gingen los — von gewissen Seiten wird behauptet zufällig — und damit war das Signal des Aufstandes gegeben. „Verrath, Verrath“, war die Losung, die durch alle Straßen tönte — in einem Nu war die ganze Stadt in allen Richtungen verbarrikadirt, und ein furchtbarer Kampf ging los.⁶ Wegen

⁶ „Einen wesentlichen Zuzug erhielt die Revolution durch den Beitritt der Arbeiter der Fabrik Borsig, lauter gewandte, kräftige Männer“, berichtet Vigier. „Sie wollten sich zuerst der Revolution nicht anschließen und waren Nachmittags in ihren Werkstätten, als der Ruf: „Zu den Waffen“ ertönte. Bereits hatten sie mehrere Ansuchen, sich beim Kampfe zu beteiligen, zurückgewiesen. Da erschien Student Salis bei ihnen. Es gelang ihm, sie in den Hof zusammen zu bringen. Sobald dies geschehen war, hatte er gewonnenes Spiel. Mit hinreißender volkstümlicher Beredsamkeit forderte er sie auf, am Tampfe Teil zu nehmen. „Eure Brüder, die Arbeiter Berlins, sind im Kampfe und ihr wollt sie feig im Stiche lassen“, so begann er seine Ansprache, und immer begeisterter in steigender Aufregung schloß er mit dem Aufruf: „Auf zu den Waffen.“ Alle bis zum letzten Heizer folgten ihm zum Kampfe. Da wurde aus der Kaserne eine Kanone aufgefahen und ein Kartätschenschuß streckte etwa sechs Arbeiter zu Boden. Die Arbeiter nahmen die Toten mit sich und zerstreuten sich

gänzlichen Mangels an Schießgewehren — es waren wol keine 1000 in der ganzen Stadt — konnten die Barrikaden nur wenig verteidigt werden. Der Hauptkampf ging von und nach den Dächern. Männer und Weiber begrüßten das Militär mit einem Steinhagel, der fürchterliche Verheerungen in seinen Reihen anrichtete. Das Militär antwortete in den Straßen, wo an einigen wenigen Stellen ebenfalls heftig gekämpft wurde, mit Kartätschen, Kanonen und Granaten nach den Dächern mit ununterbrochenen Gewehrsalven. Gegen Morgen legte sich der Kampf. Das Militär hatte ein Stadtviertel ungefähr genommen, nachdem es stark gelitten. Eine Art von Ruhe und Verkehr trat ein, die aber jedenfalls, nachdem die Menge sich aus den besetzten Quartieren einzeln und unbewaffnet nach den noch uneroberten Stadttheilen hingezogen, am nächsten Abend einem noch heftigeren Kampf hatten weichen müssen; — denn man hatte sich hie und da inzwischen einzelner Waffenvorräthe bemächtigt, und die Mezeleien des Militärs in vielen Häusern hatten die Wuth nur noch gesteigert, ja wäre der Kampf fortgesetzt worden, so wäre damit auch das c'est trop tard der Pariser für Berlin ausgesprochen gewesen. Doch sollte es nicht so weit kommen. Am Morgen des 19. zog der König seine Truppen zurück in die Casernen, zum großen Theil sogar außer der Stadt, versprach Verfassung und ernannte ein neues Ministerium. Die Bürgerbewaffnung (welche sich auch auf die Studenten erstreckt, ich selbst habe die Ehre eine kleine Abtheilung zu kommandieren) trat sogleich in Wirksamkeit, versieht für einige Zeit allen Patrouillen- und Waffendienst; dieser war es auch, der es mir rein unmöglich machte, heute früh und gestern Nachmittag eine Sylbe von mir zukommen zu lassen. Auch jetzt ruft mich derselbe ab — nächstens mehr. Die Stadt ist trotz mehrerer 100 Opfer in dem größten Jubel — jeden Abend Illumination.

Euer Gaudenz.

20. Juni 1848.

Meine Lieben,

Wundert Euch nicht darüber, daß ich solange schweige; aus dem stürmischen Wirbel des politischen Lebens wird es mir selten möglich, ruhig zurückzudenken an das stille Gestade unseres Familienlebens...

Über meine hiesigen Verhältnisse bin ich Euch Offenheit schuldig. Mit dem redlichen Vorsatze hiehergekommen, mich energisch auf meine Fachstudien zu werfen, gelang mir dies auch recht ordentlich in den ersten Monaten; — die Märzrevolution machte den ersten Strich durch meine Rechnung. In der ersten Bewegung selbst mitthätig, konnte ich dem unmittelbar aus derselben erwachsenden Meinungskampfe ebensowenig meine Theilnahme versagen und sah mich auch sogar hie und da in den Vordergrund gerückt, ehe ich selbst es beabsichtigte. In der Studentenschaft sowol als in politischen Gesellschaf-

in verschiedene Quartiere, wo sie am Barrikadenbau und Kampf die trefflichsten Dienste leisteten.“

ten für einen entschiedenen Demokraten und tüchtigen Redner angesehen, konnte ich mich einer officiellen Thätigkeit nicht entziehen, ohne daß ich den Vorwurf einer selbstsüchtigen, feigen Vorsicht oder eines trägen Indifferentismus hätte gewärtigen müssen. Eine Zeit der wissenschaftlichen Muße hoffte ich endlich von dem Zusammentritt der hiesigen Nationalversammlung, fand mich aber auch hier getäuscht. Das Volk von Berlin, seines Sieges ungemein bewußt und seine politischen Forderungen deßhalb sehr hoch spannend, konnte einem Parlamente wenig Sympathie schenken, welches, größtentheils aus Provinzial-Beamten und Gutsbesitzern zusammengesetzt, weit entfernt war, unbedingt die Revolution der Bevölkerung anzuerkennen, in deren Mitte doch gerade seine Berathungen vor sich gingen. Es schien somit ein Conflict auf die Länge unvermeidlich; die Haltung der hiesigen Bevölkerung wurde von Tag zu Tag drohender. Die Gährung wäre zum entscheidenden Ausbruche gekommen, hätten nicht in den letzten Tagen einige Siege der Linken im Parlamente einen solchen unnöthig gemacht, während gleichzeitig der extrem-republikanischen Agitation durch unvorsichtige Streiche einiger dissoluten Partheigänger die Spitze gebrochen wurde. Wir haben nun voraussichtlich eine Zeit der Ruhe für einige Monate, und dies ist der einzige Anlaß für mich, ohne Mißdeutung von hier abzugehen. Ich bin deßhalb entschlossen, eurer Aufforderung zur Heimkehr zu folgen.

Ein anderer Punkt kömmt noch hinzu. Mein politischer Ruhm kömmt mir zu theuer zu stehen. Das Elend steht hier auf dem Culminations-Punkte. Natürlich wandte sich der Arme zunächst an die volksthümlichste Parthei. In der Behörde des hiesigen demokratischen Clubb sitzend, hatte ich täglich wahre Stürme hungernder Arbeiter auf meine Wohnung zu bestehen. Ich schloß mich oft halbe Tage lang ein, konnte aber den Andrang damit nicht stillen. Wenn auch die meisten um Verwendung beim Vereine baten, so fehlte es auch nicht an solchen, deren todesmatte Mienen einem die Mildthätigkeit zum augenblicklichen Gebote machten. So habe ich in den letzten Monaten fast $\frac{1}{3}$ mehr wie gewöhnlich ausgegeben. Spottet nicht über mein crispinisches Herz; ihr würdet über euern Spott erröthen, sähet ihr diese Gesichter. Für mich gibt es auch hier keine Rettung, als wenn ich mich diesem Anblick ganz entziehe.

Noch einmal verwahre ich mich gegen den Vorwurf der Unthätigkeit; ein solcher Cursus praktischer Politik ist mehr werth als alles Fachstudium. Bei der Parthei, welcher die Zukunft Deutschlands gehört, bin ich geachtet; selbst die Gegenparthei ... hat mich nicht angreifen können. Von den freisinnigen Deputierten erfahre ich das freundlichste Entgegenkommen. Sollte ich mich je entschließen, Deutscher zu werden, so weiß ich, daß mir hier eine Carriere offen steht..."

Der Vater wollte aber von einer solchen Karriere nichts wissen. Auf seinen Wunsch und Befehl kührte Salis 1849 in die Heimat zurück, wo sich ihm dank seiner Talente und seiner vor-

teilhaften Verhältnisse sofort die staatsmännische Karriere eröffnete. Der Wahlkreis der Herrschaft wählte ihn alsbald in den Großen Rat, dessen Mitglied er als Vertreter dieses Kreises jahrelang blieb. Schon in dieser Behörde brach sich seine parlamentarische Gewandtheit und seine rasche Orientierung in allen Staatsangelegenheiten unverzüglich Bahn. Das Jahr 1849 sah ihn als Mitglied der Standeskommission, das Jahr 1850 als Bundesstatthalter (Stellvertreter des Landammanns des Zehngerichtenbundes). 1852—1854 war er Mitglied des Kantonsgerichts. Im Jahre 1855, nach der Annahme einer neuen Verfassung, wurde er, erst 29jährig, erstgewähltes Mitglied des Kleinen Rates. Da die beiden andern Kollegen noch nicht gewählt waren, erbat er sich Bedenkzeit. Als dann Joh. Andr. Sprecher und Kasp. Latour gewählt wurden, nahm er die Wahl definitiv an.

Schon im Jahre 1855 hatte der Große Rat Salis vorübergehend in den schweizerischen Ständerat gesandt, und der junge Redner hatte auch in Bern seine parlamentarische Karriere mit aufsehenerregendem Erfolg begonnen. Als Mitglied der Regierung war er in eidgenössische Standesämter nicht mehr wählbar. Allein nach seinem Austritt aus derselben wurde er zum Mitglied des Ständerates gewählt und blieb vom Jahre 1857 bis 1860 im fortwährenden Besitz dieser Würde, worauf ihn dann die Volkswahl in den Nationalrat berief, dem er bis 1869 ununterbrochen und dann 1875—1881 wieder angehörte. Es waren die Jahre, wo in der Eisenbahnfrage der Lukmanier fast siegreich mit dem schließlich triumphierenden Gotthard rang. Es waren auch die Jahre heftiger Verfassungskämpfe. Da vernahm das Volk manchen kräftigen Spruch von dem vielbewunderten „Gaudi“ Salis. Aus dieser Zeit seines öffentlichen Wirkens mögen seine mündlichen und schriftlichen Äußerungen stammen, die das Verderbliche der staatsmännischen Betätigung für die Individualität und Integrität des Charakters betonen. Bei ihm traf das nicht zu. Von radikaler Seite wurde ihm vorgeworfen, daß er zu selbständig sei. Als aber P. C. von Planta und andere ihn auf die konservative Seite zu ziehen trachteten, wies Nationalrat Gaudenz Salis ihnen die Türe. Er blieb radikaler Demokrat. Bezeichnend ist in dieser Beziehung wohl auch, daß er in seinem Namenszug das Adelsprädikat konsequent wegließ.

Jeder Behörde, der er angehörte, hat Salis durch die Unabhängigkeit seines Charakters, durch die Schärfe und Freiheit seiner Meinung und durch die hinreißende Wirkung seines Wortes Ehre gemacht. In der hervorragenden Kunst seiner Rede wurzelte die große Popularität des Mannes. „Die Glanzleistung seiner rhetorischen Meisterschaft war die Empfangsrede am eidgenössischen Sängerfest in Chur 1862. Tausende lauschten in atemloser Stille seinen herrlichen Worten, und tief ergreifend war der Moment, wo er den damals noch lebenden greisen schwäbischen Dichter Uhland in sinniger Weise feierte. Was Salis äußerlich schon zum Redner stempelte, das war zunächst seine männlich schöne Gestalt, seine ganze edle Haltung, dann sein herrliches, tiefes, wohlklingendes Organ und endlich seine Sprache — und Welch' eine Sprache! Sie war zu vergleichen mit einem aus Granitfelsen hervorsprudelnden kristallhellen Bach, der dann in schönem Ebenmaß stattlich dahinfließt zwischen grünen Wiesen und blumigen Auen, wo Bäume und Büsche ihm sich neigen und Blumen wie gebannt lauschen auf seine Zauber-melodie. Aber das war nicht alles; dazu kam noch ein gewisses Etwas, ein Unsagbares, das seine ganze Persönlichkeit in Momenten rednerischer Begeisterung magisch umwob und verklärte.“⁷

Während seiner öffentlichen Tätigkeit wohnte Salis meistens in Chur. Nur hie und da brachte er einige Wochen im schönen elterlichen Wohnsitz in Malans zu. Im Jahre 1856 am 7. Oktober verlor er seine Mutter. Wie schwer ihn dieser Verlust traf, beweist ein Gedicht, das bei diesem Anlaß entstand und das als Probe seines dichterischen Talentes hier wiedergegeben werden soll.

Am Sterbebette der lieben Mutter 7. Oktober 1856.

1.	2.
O! unsre Mutter! Mutter mein!	Siehst du sie auf den Wolken gehn?
Du gehst zum Himmelsgarten ein!	Sie sind so freundlich und so schön!
Dort wirst du reichen Lohn	Sie schweben her zu Zwei'n und
empfahn	Zwei'n,
Für alles, was du uns getan!	Das müssen wohl Bekannte sein!
Die Engel singen in den Höh'n:	Sie singen laut: „Hallelujah!
„Auf Wiedersehn! auf Wieder-	Willkommen, gute Großmama!“
sehn!“	

⁷ Vgl. den Bündner Kalender für das Jahr 1887 und den Rhätischen Volkskalender des gleichen Jahres.

3.

O Mutter, denk, an uns im Licht!
Wir wollen dein vergessen nicht,
Wenn wir im Erdendunkel stehn;
Wir wollen täglich aufwärts sehn,
Dann lächelst du zu uns herab
Und winkst uns über Tod und
Grab.

4.

Für deine Kinder auf der Welt
Hast du dein Haus so treu bestellt;
Nun machst du Wohnung uns
bereit
Dort in der ew'gen Seligkeit
Bei Jesus, deinem Freund und
Herrn —
Er gibt dir gute Heimat gern.

5.

Den Deinen willst du suchen aus
Ein Plätzchen dort im Vaterhaus;
Drum eilest du so schnell voran
Hinauf die steile Himmelsbahn.
Wie gerne, gerne folgen wir
Bald gute, liebe Mutter dir.

6.

Der einst sein Reich den
Kindlein gab,
Holt oft die beste Mutter ab
Von dieser Welt, um dort zu sein
Der kleinen Engel Mütterlein!
O Mutter, einst am Himmelstor
Begrüß' uns in der Kindlein Chor!

Im Jahr 1858 vermählte sich Gaudenz von Salis mit Gräfin Anna von Salis-Soglio, die ihm zwei Töchter schenkte, Anna Barbara Cäcilia, geboren am 21. Juli 1859, und Helene Elisabeth, geboren am 7. Juni 1863.

Trotz seiner ursprünglich sehr kräftigen Konstitution erreichte Salis kein hohes Alter; er starb im 62. Lebensjahre nach jahrelangen schweren asthmatischen und Herzleiden. Lange Jahre hindurch war G. Salis eine große Lebensfrische eigen, deren edle Natürlichkeit ihm aller Herzen gewann. Seine schönste Eigenschaft aber war die unerschütterliche Unabhängigkeit, die ihn unbekümmert um Gefallen oder Nichtgefallen, unbeirrt durch Menschenfurcht stets für seine eigene Meinung und Überzeugung das rechte Wort sprechen ließ. In seinem reichen Wissen hielt er sich stets auf der Höhe der Zeit. Geschichte, Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie begleiteten ihn als Lieblingswissenschaften durchs ganze Leben. Davon zeugt die schöne Büchersammlung, die er sich anlegte und die jetzt dank der hochherzigen Verfügung seiner beiden Töchter und ihrer Gatten als Geschenk in der bündnerischen Kantonsbibliothek aufbewahrt wird, als ein wertvolles Andenken an den hochbegabten, seltenen Mann, der einst der ausgesprochene Liebling seiner Freunde und seiner republikanischen Mitbürger gewesen ist.
